

Hans Groenewegen

Lucebert oder Vom Versuch, eine neue Sprache zu schreiben

Das ist möglich« schrieb Lucebert Mitte der fünfziger Jahre. Das Gedicht bildet den Kern des Bandes *amulet* (1957), der eine tiefe Krise seines dichterischen Schaffens zum Ausdruck bringt. Ein knappes Jahrzehnt zuvor, als sein Debüt die politisch und kulturell konservativen Niederlande schockte, war Lyrik zu verfassen für Lucebert gleichbedeutend mit bewegt sein, in Bewegung bleiben und etwas bei anderen zu bewegen. Die Schrecken des Krieges und des Faschismus hatten für ihn die Sprache besudelt. Die herrschende (aus der Vorkriegszeit stammende) Ästhetik sah er als erstarrt und statisch an, völlig unzureichend, dem Bankrott der bürgerlichen Gesellschaft etwas entgegensetzen. Er wollte die Sprache erneuern und dynamisieren. Er erneuerte damit die niederländische Lyrik.

In dem frühen Gedicht »romanze« finden sich Spuren davon. In den Sprachbildern wie auch in der Syntax vollzieht sich ein Widerstreit zwischen Erstarrung und Bewegung – siehe die »bronzen flammen« und den »steinernen strom«. Die Lektüre von Hans Arp war eines der Elemente, die Lucebert lehrten, auf »neuen harfen« zu spielen. In den »alten musikmenschen« ist Luceberts Faszination für Friedrich Hölderlin erkennbar. Sie erinnern an das romantische Bild des Dichters, der von alters her eine bedeutende Rolle in der Gesellschaft wahrzunehmen hat.

Die kulturelle Elite hatte in den fünfziger Jahren bald wieder zu ihrer habituellen Gleichgültigkeit gegenüber den verpflichtenden Seiten der Kunst zurückgefunden. Diese Gleichgültigkeit macht jeden lyrischen Entwurf einer neuen Sprache zu einer individuellen Angelegenheit. Lucebert wollte diese Niederlage nicht aus seiner Lyrik verbannen. Deshalb ist diese gesellschaftliche Krise stets als Krise seiner Lyrik nachweisbar. Am deutlichsten zeigt sich das in *amulet*, da der Gedichtband als Versuch entstand, die Krise zu überwinden.

»das ist möglich« kreiert in der Mitte des Bandes einen utopischen Raum. Lucebert präsentiert sich und seinen Lesern, mit denen er sich, wie aus den letzten Zeilen hervorgeht, identifiziert, das Bild des Spielmanns/Dichters, der selbst in Bewegung ist und andere zur Bewegung animiert. So leicht, wie dieser sakral tanzende und singende Dichterkönig ist, können auch »wir« werden, wenn wir seiner Ordnung folgen. Er ist wie ein Mensch im Paradies – in einem vollkommen gleichwertigen Spiel mit Luft, Wasser, Erde und Feuer.

Die zweite Strophe formuliert in nuce Luceberts Poetik. »der weg des wortes« beschreibt, wie er arbeitet, mit offenem Ohr und Auge für alle visuellen, akustischen und semantischen Möglichkeiten, die in Wörtern, Wortfragmenten und Wortkombinationen stecken. Dieses Spiel des Möglichen spielt die Sprache mit ihm, und er spielt das Spiel mit, indem er entschieden und unerwartet eine Auswahl trifft. Die von Gleichrangigkeit geprägte Wechselwirkung verleiht seiner Dichtkunst eine unerhörte Dynamik.

Luceberts Traum, diese dichterische Dynamik könne die korrumpierte Sprache der Nachkriegsgesellschaft dynamisieren, die rings um das Verschweigen

der jüngsten Schrecknisse ins Stocken geraten war, erwies sich bald als unrealistisch. Was nach seiner Erkenntnis »möglich« war und wonach es ihn verlangte – »durchsichtig sein« – wurde nicht real. Es brachte seine Lyrik buchstäblich zum Stillstand. Anfang der sechziger Jahre setzte seine dichterische Hand aus. Fast zwei Jahrzehnte veröffentlichte er keinen Gedichtband mehr.

Das Geheimnis von Luceberts Doppelkünstlerschaft liegt darin, dass derselben Hand weiterhin ein nicht versiegender Strom Zeichnungen entsprang. Aus den Erinnerungen von Freunden und Kollegen wissen wir, dass er immer und überall zeichnete – anfangs auf Zettel, auf denen er auch Ansätze zu Gedichten notierte. Es war, als könne aus den ersten Linien auf dem Papier ebenso gut ein Gedicht wie eine Zeichnung erwachsen. Worauf es ankam, war, dass Auge, Hand und Ohr in Bewegung blieben.

Als die Lyrik aussetzte und Lucebert sich ganz der Malerei, den Lithos und Radierungen widmete, blieb er durch die Handschrift seiner Zeichnungen mit der Lyrik verbunden. Im Laufe der Jahre entstanden so neben Tausenden anderen auch Hunderte Zeichnungen, die den Eindruck einer nicht von der Konvention, sondern vom Zufall gesteuerten, höchstpersönlichen Kalligraphie vermitteln. Mitunter sind Rudimente des Alphabets zu erkennen, mit einer Vorliebe für den Buchstaben A, wie in der hier wiedergegebenen Zeichnung vom 17. Januar 1994 – sie wirkt wie ein stotternder Versuch, das Alphabet von Neuem zu beginnen und eine neue Sprache zu schreiben. Es erinnert an das, was er in seinem Debüt als Suche nach dem »alphabetischen Namen« bezeichnet. Aber auch in den Zeichnungen, die in zahllosen Varianten das menschliche Drama von Macht, Gewalt, Angst und Verzweiflung aufführen, dominiert die Linie.

1981 endete die Phase des Schweigens. Im Kern der Gedichte der nun beginnenden letzten Phase bis zu seinem Tod im Jahr 1994 ist die positive Utopie des »das ist möglich« einer negativen Utopie gewichen. Das ist der Raum der Erinnerung an die Unmöglichkeiten der Poesie und an die Niederlagen des Dichters; es ist der Raum der permanenten Krise der Kunst, der nur noch die Rolle eines Divertimentos zukommt. Dass sie diese Krise hartnäckig sichtbar macht, verhindert ihre Kapitulation vor der Unverbindlichkeit.

Das Gedicht »zwei wissen mehr als einer« kann als Gedicht über die eigene Doppelkünstlerschaft gelesen werden, geht es darin doch um Bilder und Wörter. Es registriert zugleich die Ohnmacht der Lyrik – als Provokation für Leser und Dichter. In einem Gedicht kann die Sprache auf alle möglichen Arten in Bewegung gebracht werden, doch effektiv ist das nicht, der Effekt ist nur Schein: »scheinbar neu bereichert die sprache«.

Das Zeichnen, das in einem unübersehbaren täglichen Strom ein Leben lang ohne zu stocken weiterging, war für Lucebert der Raum, in dem er und seine sehende Hand weiterspielen, -tanzen und -singen konnten. Wie das Leben für ihn Zeichnen war und das Zeichnen leben, zeigt vielleicht ein seltsamer Sachverhalt. Lucebert zeichnete überall und immer, auch im Krankenhaus, das er Ende April 1994 wegen einer Operation aufsuchen musste. Nach seinem Tod am 10. Mai stellte sich heraus, dass er einige seiner letzten Zeichnungen auf einen Zeitpunkt nach der Operation datiert hatte, auf die er wartete und aus der er nicht mehr erwacht war. ■

Aus dem Niederländischen von Rosemarie Still

Lucebert

»... bis wir durchsichtig sind ...«

Sieben Gedichte

romanze

warmer summender sand war der nebel
alte musikmenschen schritten
langsam an neuen harfen entlang
fanden vor brüchigen hügel
im mond drei weiße herren
die blockflöte spielten und ein dicker
engel strich einen gläsernen bass

die welt ist dicht und geblendet
zwischen starken stimmen
wandern die menschen auf jammernden händen
doch dein gesicht ist ein hahn
ein hahn golden oder düster
und mit schellen gräbt er den abend
und deine hand deine hand ein erfreuter
augenaufschlag blinkend im morgen

dann kamen wir in die widersetzlichen dörfer
wie haare standen dort die männer die frauen die männer
ihre bronzen flammen läutend schallend
ineinander schallend
denn niemand liebte uns dort
weil wir seltsam waren
doch ein rastplatz ist deine stimme
eine drehung wie rauch ein dampf
fest stehend neben den fürstinnen
und allein mit deinem singen
kann ich singen von reichum und von
gesalbten hufen die darauf schlugen
wie? ein baum bin ich verbrannt in den wolken
oder ein steinerner strom im boden
wer wird ihn dann hören
und wer ihn verstehn

die alten musikmenschen schlafen
neben neuen harfen allein

sin & meriba

jesus lachte sich schief
weil er nichts mehr zu essen hatte
leer war die erde und schwarz
aber jesus lachte sich schief

tod war das tägliche brot
und tot das dienstbare tier
tod der willige schoß
der gespannte wille vampir

kein schmerz keine angst kein licht
die fenster blank und keusch
mit stählernem gesicht schlug die nacht
ein gereinigtes geschwür ans kreuz

und dann noch dreimal der hahn
in des profis traum
im vorhang ein rettender riss
und wieder bar der geschichte wach

dies war hölle und wüste
jenes der grimmige fels
und dort wohl das lachen
über gottes brot und gottes wasser

das ist möglich

aus vergitterten augen wehen fontänen
auf das bohrloch des grabes herab
schön ist das auge das sich noch umblickt
zum nackten wind zwischen obelisken und schreinen
rein die hand die winken kann
ohne nach fäule zu stinken
und stark die hand die das herz hält
und nicht verhärtet

verwirrung tanzt vor den fenstern
verwirrung ruft in der straße
wer den weg des wortes weiß
geht den weg der werdenden saat
sieht wachsen den mond im schlaf
zu einer sonne der zärte
licht streichelt den wind

er spielt mit den elementen
und die elemente spielen mit ihm
seine augen zu stimme erstarrt
gehen in früchten entgrenzend umher
er tanzt und schwindet und
singt bis wir durchsichtig sind

nur ein solider affe trinkt

nur ein solider affe trinkt
murmelnd »palme in der oase«
und träumt dass er trinkt
dabei sitzt er nur auf seinem arsch
der bis weit in die berge stinkt

so auch die schnarchenden träumer hier
keiner lauscht mehr dem lautenspiel aus lauben
klangkrümel verweht wie schnee
überm herbstlaub waffeln aus asche

sie lauschen nur noch befehlen
schütteln sie donnernd zu spreu
der muezzin im flimmernden bett schreit zwar
wie eine eselin doch die liebste und die löwen
sind mit tod verseucht aus umhegten brunnen

es gibt leben nach dem tod

nah am kern
tief im bernstein
eine träne im schlaf

ein lautloses gerät
ein unsichtbarer motor
schließt und öffnet das fenster

mitten durch zornige
träume gaukelt
zauberisch ein falter

die kanone in der garage
kapituliert
kein ende nur schwäche

schwanz klaue schopf
darm galgen wackliges gesäß
alles reglos und starr

nur ein engel watet
durch einen tümpel voll müll
und küsst das kristallne herz

der sechste sinn

der schlächter ist auch schlachtopfer
das sieht man dem schlächter meist nicht an
er ist dick und fett und groß und schlagfertig
geht breitbeinig mit blut am bauch
und drischt auf den schlachtblock wie auf eine gekrümmte
arme frau so ist der schlächter so ist auch der sechste sinn

man tut allerorts geheimnisvoll ja man munkelt
über die mirakel des sechsten sinns
er kann in die zukunft blicken tote sehen
er ist mehr als kunst der sechste sinn ist
ein meister der tugend
mit einem griff packt er eins zwei drei vier fünf sechs
tugenden mühelos ein und wieder aus
hackt sie in tausend stücke et voilà
aus sechs hoch geschätzten tugenden macht er tausend freuden

glaub nicht damit sei alles gesagt über den sechsten sinn
aber weil man nicht alles wissen kann über den sechsten sinn
will ich's dabei belassen ein dichter küsst zwar
entflammbare briefe giftige sätze
und verdichtet krank vor glück das rascheln
von elfen zu ungefärbtem materialismus
ein held allein kämpft immer mit bedacht
forsch stiefelt er durch echtes fleisch echtes blut
steinigt mit jedem fausthieb sich selbst
in der fallgrube seiner unfähigkeit
doch wo in seiner seele steckt
nun der sechste sinn
ist er die flackernde zündflamme auf dem kahlen kopf
der flehende schrei des todes

dann muss ich mich eilen

zwei wissen mehr als einer

meine gedichte sind filme
montierte bilder
die aus dem halbdunkel leuchten
bilder geeint oder uneins

worte zur konferenz
immer und ewig unterwegs
in der einen schwitzenden hand den hörer
in der andern den hammer

im konferenzraum stürzt die decke ein
kein herr verletzt kein hund
es geht einfach weiter
ein jeder ist ganz ohr

doch das ohr ist ein verkniffner oder großer mund
und die nase die zunge des auges
es bedarf keiner rede dass man gern
doppelt sieht und schichtweise spricht

bis man endlich die decke erreicht
das dach aus gemeinsamkeit und wissen
zusammenströmende bilder halb vergessen bereits
zurückgespult scheinbar neu bereichert die sprache

Aus dem Niederländischen von Rosemarie Still

LUCEBERT



SECHS ZEICHNUNGEN









